

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

„Ein wechselvolles Leben.“

Eine Skizze nach der Natur

von

Marie Helene.

(Schluß.)

Kein Besuch durfte die Schwelle der Mutter überschreiten und Jedermann, den Geschäfte oder sonst ein Anliegen zu ihr führte, war eine Störung in den busfertigen Angewohnheiten, denen sie sich hingeeben und denen sie sich nur mit Widerwillen entzogen sah.

Pauline reiste mit ihren Gatten und Kinde nach Paris zurück, wo sie seit einigen Jahren ihrem bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Mehrere Kinder wurden in kurzen Zwischenräumen dort geboren und Lady Mills wäre vollkommen glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an die noch nicht völlig versöhnte Mutter einen trüben Schatten auf ihr Leben geworfen hätte. Für ihr tief und zart fühlendes Herz war die Entbehrung aller verwandtschaftlichen Bande — denn auch Sir Edward hatte ja keine Eltern mehr — eine häufig schmerzende, die sie zu ernstlicher Wehmuth stimmte. In der menschenreichen Oede der Riesenstadt, in welcher sie ohnedies eine Fremde war, erfaßte sie zuweilen namenlose Sehnsucht nach einer Heimath, nach einer Familienangehörigkeit, die ihr England nicht, wie beide Gatten anfänglich glaubten, geboten hatte. Es ist dies der schwere Tropfen im Blute des Norddeutschen, der ihn jeden andern Schatz, den das Leben sonst noch zu bieten vermag, gering anschlagen läßt im Angesicht der einen Entbehrung. Verwirrte Geldverhältnisse nöthigten überdies die Gatten ihren Aufenthalt im Ausland zu einem bleibenden zu machen; ein dem Engländer geläufiges Auskunftsmitglied, wenn das Budget seiner Ausgaben das der Einnahmen zu übersteigen droht.

An einem Nachmittage im Herbst des Jahres 1857 hatte die frühe Dämmerung eines trüben Octobertages ihr trauliches Boudoir bereits mit tiefen Schatten überzogen, Pauline war allein zu Haus, ihr Gatte zum Besuch eines Freundes ausgegangen, als der Diener

hereintrat einen Fremden zu melden, der seinen Namen ihr nur allein nennen wolle. Pauline glaubte eine Bitte um Unterstützung hören zu müssen, und da sie erfuhr es sei ein alter sehr sauber gekleideter Herr, der sie zu sehen wünsche, so nahm sie keinen Anstand, den allem Anschein nach nicht in seinen eigenen Angelegenheiten Hilfsuchenden anzunehmen.

Als die Thür sich jetzt öffnete sah sie einen kleinen, alten, mit äußerster Sorgfalt angekleideten Herrn auf sich zu schreiten, den seine ganze Erscheinung am auffallendsten die mit kurzem Zopfe versehene gepuderte Perrücke, die er trug, als einem vergangenen Jahrhundert entstammt kennzeichnete. Der alte Herr trat mit ziemlich festem Schritte auf Paulinen zu, die aufgestanden sich ihm genähert hatte, um mehr nach dem Fenster zu ihm einen Platz an ihrer Seite anzubieten. Er blieb jedoch stehen und nachdem er sie länger schweigend betrachtet hatte, stieß er endlich mit bewegter Stimme die Worte aus: „Pauline! .. ich bin Jacques Chevalier! Dein Vater!“ . . . und nun ohne ihr Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, welche der höchlich überraschten auch schwer geworden wäre, erzählte er sofort seinen ganzen verflochten Lebenslauf.

Jung, aber schon mit Paulinens sehr schöner Mutter verheirathet, die ebenfalls eine Französin, sei er nach Petersburg gegangen und als Lehrer der Musik und des Gesanges sehr bald zum damaligen Großfürsten Paul berufen worden. In der Eigenschaft seines Lehrers blieb er mehrere Jahre am Hofe, in welche Zeit die Geburt dieser Tochter, seines einzigen Kindes, gefallen. Familienverhältnisse hätten ihn später nach Frankreich zurückgerufen und der Tod seines Vaters ihn länger als er gedacht dort festgehalten, während seine Frau und Tochter in Petersburg geblieben wären. Während dieser Abwesenheit sei die Ermordung des Kaiser Paul erfolgt; er habe von der Flucht seiner Familie aus Rußland gehört, aber da seine Ehe keine glückliche gewesen, nicht eine Wiedervereinigung gesucht, die seine Frau noch weniger vielleicht als er gewünscht haben würde. War doch besonders in Frankreich die damalige Zeit zu Ausgang und Anfang eines neuen Jahrhunderts keine günstige für ein beglückendes Familienleben, das von den Meisten für eine Chimäre gehalten wurde und in Folge

dieser Meinung jedem Gatten die Freiheit einräumte, in beliebiger Weise und auf eigene Hand außer dem Hause mehr Genuß zu suchen, als man in den vier Pfählen am eigenen Herde zu finden sich berechtigt glaubte. Jahre um Jahre seien vergangen, Paris habe ihn mit allen seinen Reizen und Verlockungen fest und fester gehalten, so daß zuletzt nur die Erinnerung einer Familie, die er so kurz besessen, ihm zurückgeblieben sei. Wohl klage er sich deshalb an und würde es der Tochter nicht verdenken, wenn sie jetzt den Vater verleugnen wollte, der durch die Entbehrung jedes Familienglücks mehr noch gewiß als sie gelitten habe.

„Die Erbschaft, um derentwillen ich damals Petersburg verließ,“ fügte der alte Mann seine Erzählung beschließend hinzu, „war keine unbestrittene; nur meiner Ausdauer, der Verwendung einflußreicher Freunde verdanke ich nach Verlauf eines Jahres die Auszahlung einer Summe, die durch glückliche Speculation und strenge Oekonomie zu einem nicht unbedeutenden Vermögen herangewachsen ist. Ich lebe nicht allein sorgenfrei, sondern im Wohlstande, den ich gar zu gern mit einem mir angehörenden Wesen theilen möchte. Ach! und mit Freunden würde ich Alles hingeben für ein Wort der Liebe von meinem einzigen so wunderbar wiedergefundenen Kinde!“

Ein große Thräne zitterte bei den letzten Worten im Auge des Greises und lief langsam die bleiche Wange hinunter. Pauline war ebenfalls tief ergriffen und die Hand des noch immer vor ihr Stehenden erfassend:

„Wie aber erfuhren Sie, daß ich in Paris und daß Sir Edward Mills Gattin Ihre Tochter sei?“

„Vor einigen Tagen wurde mir eine Hypothek von 80,000 Francs gekündigt. Ich wendete mich an meinen Advocaten Herrn Charles Bernard, um diese Summe anderweit möglichst sicher unterzubringen. — „Wunderbar,“ rief er aus, „da sind mir vor ein Paar Tagen gleichfalls 80,000 Francs angeboten worden, die ich als erste Hypothek auf ein Grundstück angelegt habe, was dreifach diesen Werth repräsentirt; aber das Wunderbare bei der Sache ist, daß die Dame, der jene Summe angehört, Ihren Namen trägt!“ — „Meinen Namen?“ — „Ja! sie heißt jetzt Lady Mills, stammt aus Rußland her und ist eine geborene Chevalier; da sehen Sie selbst hier die Abschrift des Hypothekenscheins, ich kann Ihr Geld nicht besser und sicherer placiren, als wenn ich es auf dasselbe Grundstück zur zweiten Hypothek anlege.“ — „Das seltsame Zusammentreffen der Namen machte mich stutzig; ich stellte Nachforschungen an, und bald blieb mir kein Zweifel, daß die im Jahre 1802 aus Petersburg entflohene Ursula Chevalier meine Frau, und daß Sie, theure Pauline, meine Tochter sein müßten. Jetzt steht es bei Dir, geliebtes Kind, den alten Vater anzuerkennen oder zu verleugnen, der hier mit liebendem Verlangen

die Arme nach der seit langen Jahren schmerzlich vermischten Tochter ausbreitet.“

Pauline, von Nührung und der Sehnsucht des eignen Herzens übermannt, lag im nächsten Augenblick kaum sich selbst dessen bewußt an der Brust des vor Wonne zitternden Greises, der sie so fest in seine Arme schloß, als wolle er es niemals wieder hergeben, das geliebte, ihm jetzt zum zweiten Male neu geschenkte Kind!

Nun setzten sie sich nahe zu einander und die Hand des lieben Alten in der ihren behaltend, indes seine klaren blauen Augen sich nicht satt sehen konnten an den noch schönen Zügen der eben jetzt ausgehenden Bierzigerin, erzählte Pauline von ihren Schicksalen und von der Mutter in Dresden, die sich gewissermaßen von ihr losgesagt habe. Wir können gleich hier hinzufügen, daß sich in diesem unnatürlichen Verhältniß zur einzigen Tochter bis zu ihrem im Jahre 1859 erfolgten Tode keine Veränderung einstellte, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die großen Schätze der alten Chevalier der allein-seligmachenden Kirche zugefallen sind.

Sir Edward traf den Greis noch bei seiner Frau an als er nach Hause zurückkehrte. Ihm auch wurde sofort der Hergang des wunderbaren Zusammenfindens mit allen Nebenumständen mitgetheilt, und als er nach sorgfamer Prüfung aller eingezogenen Erkundigungen das Verhältniß des Vaters zu seiner Frau nicht dem leisesten Zweifel unterworfen sah, da förderte er selbst aus allen Kräften die Möglichkeit eines Zusammenlebens, das dem guten Alten einen Ruheplatz an seinem Herde einräumte. Dort neben der wiedergefundenen Tochter, umspielt von blühenden Enkeln, verlebte Jacques Chevalier die letzten Jahre seines Lebens, über die in solcher Weise ein goldener, Ruhe und Friede athmender Abendschein sich mild ausbreitete.

Als im Jahre 1858 die Freundin aus Dresden, deren gütiger Mittheilung wir diese Erzählung verdanken, nach Paris kam die Jugendfreundin aufzusuchen, da weilte Pauline nicht mehr unter den Lebenden. Die älteste Tochter derselben, eine glückliche Braut und gerade am Vorabend ihrer Vermählung sich befindend, führte die deutsche Freundin auf den Kirchhof des Pere-Lachaise. Dort ruhten in einer Gruft vereint die während so langer Jahre Getrennten, Vater und Tochter. Nachdem sie zehn Jahre hindurch dieselbe Stadt bewohnt, ohne sich zu sehen, umschloß jetzt nach kurzem Beisammensein der engste Raum die durch das Schicksal weit von einander Entfernten und gönnte ihnen erst im Tode eine versöhnende Ausgleichung nach einem viel bewegten, wech-selvollen Leben.

Die Farben im Anzuge der Frauen.

Von

A. Simson.

In Gesellschaften wie auf der Straße trifft das Auge häufig auf Farbenzusammenstellungen im Anzuge der Frauen, die wir kurzweg mit dem Ausdruck „geschmacklos“ benennen. Man begnügt sich mit dieser allgemein angenommenen Bezeichnung sowohl beim Anblick einer Dame im hellblauen Kleide, gelben Tuche und rothen Hute, als einer anderen gegenüber, welche zu einem ohnehin gelben Teint eine hellgelbe Hutgarnirung wählt.

In beiden Fällen hat die Mehrzahl der Menschen ein dunkles Gefühl des Unpassenden, Ungehörigen; das Auge wird verletzt und unruhig gemacht, aber die Wirkungen dieses Vorganges in unseren Sehorganen, die sich wieder an äußere Erscheinungen heften, gehen theils unbemerkt vorüber, theils werden sie anderen Einflüssen zugeschrieben.

Beim Anblick einer gut gewählten Farbenzusammenstellung wird das Auge im Gegentheil in einen gewissen behaglichen Zustand versetzt, es ruht gern darauf und theilt dem Gemüth diesen angenehmen Eindruck mit.

Es ist diese Wirkung der Farben auf Auge und Seele keineswegs die Folge einer instinktiven Empfänglichkeit für das Schöne, sondern auf die Beobachtung gewisser Naturgesetze begründet. Wenn wir uns diesen Gesetzen unbequemem, ist das Resultat befriedigend, handeln wir ihnen entgegen, so ist der Anblick für das Auge ungefällig. Da nun bei den wenigsten Frauen Verständniß für Ursache und Wirkung solcher Erscheinungen vorhanden, so bleibt die Wahl des Anzuges mit mehr oder minderm Glücke dem Zufalle überlassen, und nur in den allerfeinsten Fällen wird Rücksicht auf die Gestalt und die Farben der Trägerin genommen, während gerade dies zu allererst in Betracht zu ziehen wäre. Meist entscheidet die Mode, eine alte Vorliebe für bestimmte Farben, ein augenblicklicher Einfall oder Vergnügen am Stoffe und läßt vielleicht ein Kleid oder einen Hut wählen, der nicht nur nicht zur Verschönerung der Hautfarbe beiträgt, sondern dieselbe geradezu entstellt. Während des Tragens tritt Enttäuschung ein, und ist das Geld nicht von Bedeutung, so wird das Kleidungsstück verworfen, und ein anderes nimmt mit ebensowenig Glück seine Stelle ein, wenn es gleichfalls nur gekauft wurde, weil es ganz etwas Neues sei und soeben erst angekommen, oder weil eine bekannte Dame es trug und vorzüglich darin ausfah. Die Harmonie der Farben ist vielen unserer Salondamen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, und doch würden die Folgen einer Kennt-

nisnahme derselben den günstigsten Einfluß auf die Wahl und Zusammenstellung der Farben in Bezug auf den Teint und die Gestalt äußern. Zu ihrem eignen Vortheil müßten Frauen sich mit diesen Gesetzen bekannt machen, damit nicht Willkür und Laune, sondern wahre Harmonie und Schönheit den Vorsig bei ihrer Toilette führen.

Einige Erscheinungen werden als Traditionen überliefert, da ihre Entstehung aber unbekannt ist, läßt man sich mit ihrer Kenntniß begnügen und beachtet sie weiter nicht. So weiß man allgemein, daß große Muster die Person verkleinern, ohne doch selbst kleiner auszu sehen; daß nicht zu breite Längsstreifen die wirkliche Höhe vermehren und darum von kleinen Personen mit Vortheil getragen werden, und daß im Gegentheil horizontale Streifen verkleinern und die Figur breiter machen, wodurch solche Kleider vollständig unbrauchbar für kleine und starke Personen sind und selbst an großen, schlanken selten grazios aussehen. Große und starke Personen nehmen in weißen Gewändern gleichsam an Umfang zu; kleine Personen sehen in schwarzen Kleidern noch unbedeutender aus; darum würden jene sich mit mehr Vortheil dunkel kleiden, diese helle Farben oder Weiß wählen, deren optische Wirkung es ist, die Gegenstände größer erscheinen zu lassen als sie in der That sind. Und wie bedeutend sich der Unterschied herausstellt, kann man leicht beobachten, wenn man eine schwarze Rundung auf weißes Papier legt und einen gleichen Circelschlag weiß auf schwarz Papier. In derselben Entfernung angesehen, erscheint die weiße Scheibe etwa um ein Fünftel größer als die schwarze, und Beide werden nur in gleicher Größe für das Auge da sein, wenn die schwarze ungefähr um ein Fünftel vergrößert worden. Dasselbe findet bei dem Tragen von weißen und schwarzen Schuhen statt, und da kleine Füße nicht nur bei den Chinesen, sondern auch bei den gebildeteren Völkern für schön gelten, haben sich die schwarzen Schuhe vermuthlich deshalb in so fortwährender Gunst bei den Frauen erhalten und werden nur zu einer ausnahmsweise hellen Toilette mit den unkleidsamen weißen vertauscht.

Gleiche Regeln, die sich auf den Teint beziehen, finden wir ebenfalls im Umlauf, aber sie haben geringen Erfolg, da sie ohne Verständniß angewendet werden. In Nachstehendem gedenken wir einen Versuch zu wagen, die Wahl der kleidsamen Farben weniger schwierig zu machen, indem wir einige allgemeine Regeln geben, nach denen zu verfahren sein dürfte. Um aber unsere Bemerkungen und Winke anschaulicher zu machen, ist es nothwendig, einige Worte über die Harmonie und Gegensätze der Farben voranzuschicken, wobei wir uns bemühen wollen, Beispiele und Anwendungen gleich auf unseren Gegenstand zu übertragen.

Es galt lange für feststehend, daß das weiße Son-

nenlicht durch Brechung sieben farbige Lichter hervorbringe, d. h. die sieben Farben, wie sie der Regenbogen zeigt: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Diese sieben Farben galten als Grundfarben, aus deren Mischung alle anderen entstanden.

Es hatte aber die praktische Erfahrung schon lange gelehrt, daß man nur drei dieser Farben bedürfe, Roth, Gelb und Blau und durch ihre Verbindung untereinander die vier übrigen Farben, welche der Regenbogen zeigt, hervorbringen könne, nämlich durch Roth und Gelb das im Regenbogen zwischen diesen stehende Orange; durch Gelb und Blau das zwischen diesen befindliche Grün, und die darauf folgenden Farben Indigo und Violett aus einer Mischung von Blau und Roth, je nachdem das Eine oder Andere vorwiegt.

Die schöne regelmäßige Einrichtung der Natur, die nie doppelt schafft, was sie mit einfachen Mitteln gleich gut erreicht, veranlaßte zu den eifrigsten Forschungen, in dem Sonnenlichte ebenfalls drei Grundfarben nachzuweisen, bis es endlich mit dem Prisma gelang, und nun gelten allgemein nur Roth, Gelb und Blau als Grund- oder primäre Farben, aus deren verschiedener Mischung sämtliche Farben in der uns umgebenden Natur entstehen. Mit ihnen stellt der Maler die Blumenpracht des Frühlings, das verschiedene Grün der Sommerwälder, die Fülle der Gesundheit und den Hauch des Todes auf dem menschlichen Antlitz und in der Natur dar. Die Heroen der Kunst wie der geringste Stümper haben nur diese drei Grundfarben auf ihrer Palette gehabt, um so bewundernswerther ist die Verschiedenheit, mit welcher sie im Laufe der Malergeschichte gemischt wurden.

Blau, Gelb und Roth, als deren Repräsentanten die blaue Kornblume, die gelbe Butterblume und die rothe Mohnblume angesehen werden können, sind also die primären oder Grundfarben. Durch Mischung je zweier dieser Farben entstehen drei andere, welche, da sie immer aus zwei primären bestehen, secundäre Farben genannt werden. So entsteht aus Blau und Gelb die grüne Farbe, aus Gelb und Roth die orange Farbe, aus Roth und Blau die violette Farbe.

Um das anschaulicher zu machen, nehme man einen Kreis, theile ihn in sechs Theile und bezeichne diese mit a. b. c. d. e. f. Man färbe a. b. c. gelb, c. d. e. blau, und e. f. a. roth. Da zeigt sich, daß der Raum a. durch die Vermischung von Gelb und Roth orange gefärbt ist; der Raum c. grün durch die Verbindung von Gelb und Blau und e. violett durch Verschmelzung von Blau und Roth. Auch kann man sich von diesen Erscheinungen leicht

durch Uebereinanderlegen der bunten Gummioblatten überzeugen, deren meist sehr schöne Farben sich trefflich zu diesen Experimenten eignen.

Nun ist es eine Eigenthümlichkeit der Natur unseres Auges, daß, wenn es seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Farbe gerichtet hat, es ebenso unbewußt als nothwendig den Schein einer anderen Farbe erblickt, und zwar derjenigen, welche in unserem Farbkreise der gegebenen gegenübersteht. Dies ist jedesmal eine secundäre Farbe aus den beiden übrigbleibenden Grundfarben zusammengesetzt, so daß dadurch der ganze Farbkreis repräsentirt wird.

Man lege schmales seidenes Band, z. B. rothes, von einer recht reinen lebhaften Farbe auf ein weißes Papier und richte das Auge so fest auf diese Stelle, als ob es darauf ankäme, jedes feinste Pünktchen des Bandes genau wahrzunehmen: so bemerkt man bald, daß dicht um den Rand des rothen Bandes grüne Streifen entstehen. Zieht man, nachdem der grüne Rand sich zu zeigen anfing, das Band weg oder sieht auf eine andere weiße Stelle des Papiers, so erscheint dieselbe Fläche, welche das Band einnahm, zwar blaß, aber doch schön und rein in der grünen Farbe, also eine Mischung von den beiden übrigbleibenden Grundfarben, Gelb und Blau. Ist das Band grün, ohne sich merklich ins Gelbe oder Blaue hinüberzuneigen, so ist die erscheinende Farbe ein schönes Roth; ist das Band gelb, so zeigt sich ein mattes Violett, die Verbindung von Roth und Blau, und der Blick auf violetttes Band bringt Strohgelb hervor. Bei einem blauen Bande wird die Erscheinung oder das Spectrum Orange sein, gemischt aus Roth und Gelb, und Orange wird im Gegensatz Blau zu seiner Ergänzung fordern. Goethe nennt deshalb auch diese Erscheinung das Gefordertsein der Farben.

Man kann leicht eine Reihe Versuche mit mancherlei Abstufungen von Farben anstellen, und immer wird man die Behauptung, daß die Ergänzungsfarbe zwar mit vielem Weiß gemischt, aber dennoch deutlich hervortritt, bestätigt finden. Natürlich muß das Auge erst recht von der fordernden Farbe afficirt sein, ehe die geforderte lebhaft bemerklich ist. Seidene Bänder eignen sich wegen ihres reinen Glanzes besonders zu solchen Experimenten; bei farbigen Oblaten nimmt das Spectrum die runde Gestalt derselben an, wie es überhaupt jedes Mal ein Bild des eigentlichen Gestandes ist.

Gewiß haben solche Erscheinungen häufig Anlaß zu Aberglauben gegeben und oft ist als krankhafte Abnormität angesehen, was eine Naturnothwendigkeit des gesunden Auges war. So erzählt Goethe in seiner Farbenlehre Folgendes:

„Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat

und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendendweißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Nieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung von mir stand, in der Halbdämmerng scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht mit einem hellen Scheine umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün. — Im obigen Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht, schwarz umgeben, hervorgebracht.“

Wie die geforderten Farben leicht erscheinen, da wo sie nicht sind, so werden sie erhöht, da wo sie sind. Legt man ein grünes Band auf rosenrothen Grund und blickt, nachdem man das Grün lange genug scharf angesehen hat, auf den rothen Grund, so erscheint da, wo bei weißem Grunde die geforderte Farbe sich zeigte, das Rosenroth schöner und etwas gesättigter als es vorher der Fall war. Mit Gelb und Violett, Orange und Blau verhält es sich ebenso, nur darf man den Grund, auf dem die geforderte Farbe erscheinen soll, nicht zu dunkel wählen.

Dieses Einanderfordern der Farben betrifft nicht allein die primären und secundären Farben, obwohl die Experimente am Geeignetesten mit diesen angestellt werden, sondern eine jede Misch- oder gebrochene Farbe fordert die Gesamtheit der anderen, und zwar so, daß die einfachere die zusammengesetztere fordert, und die zusammengesetztere die einfachere. Tritt nun dem Auge die geforderte Farbe in Wirklichkeit entgegen, so berührt sie dasselbe auf's Angenehmste, weil sie seiner inneren Nöthigung entgegenkommt, und darum bilden diese Farben, die sich einander so vollständig ergänzen, und heben zugleich die schönsten harmonischsten Gegensätze. Diese Farben verschönern einander, wo sie zusammengebracht werden. Die untergehende Sonne mit ihren purpurnen Strahlen läßt den grünen Rasen saftiger und voller aussehen, als die hoch am Himmel stehende Mittagsonne mit ihrem hellen gelben Scheine, und der Maler bringt gern die Farben, welche eine solche Harmonie des Contrastes bilden, nebeneinander an. Raphael Mengs stellt es sogar als ein Gesetz auf, sie mit einander zu verwenden, indem er sagt: „Bei dem Gebrauch der Farben ist es nöthig, ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weise finden wollen, sie mit Anmuth anzuwenden und gut zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben: Gelb, Roth und Blau. Diese darf man nie an und für sich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja Eine davon und zwar rein anwenden wollte, so suche man die Art und Weise, eine andere, aus Zweien gemischt, an die Seite zu setzen: z. B. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieses aus Roth und Blau besteht. Hat man ein reines Roth angewendet,

so füge man aus derselben Ursache das Grüne hinzu, das ein Gemisch von Blau und Gelb ist. Besonders ist die Vereinigung des Gelben und Rothens, wodurch die dritte Mischung (Orange) entsteht, schwer mit Vortheil anzuwenden, weil diese Farbe zu lebhaft ist, deswegen man das Blau zu seiner Begleitung hinzufügen muß.“

Was hier von der Malerei gesagt worden, gilt in demselben Grade von der Toilette, wenn es sich darum handelt, mehrere bestimmte Farben, d. h. primäre und secundäre, zugleich anzubringen. Der im Anfange angeführte Anzug mißfiel der unharmonischen Zusammenstellung wegen und machte den Eindruck des Bunten, unter welcher Bezeichnung man überhaupt ein Gemisch der verschiedensten Farben, ohne Harmonie und Zusammenhang versteht. Roth, Gelb und Blau können kaum mit Vortheil zugleich beim Anzuge angewendet werden, es sei denn in der Nachahmung der Natur, z. B. bei Blumen, wo unter gewissen Bedingungen diese Zusammenstellung sich zeigen kann. So macht ein Kranz von Aehren, Kornblumen und Mohnblumen in geeigneter Farbenschattirung als Garnitur für einen Strohhut durchaus keinen ungünstigen Eindruck.

Leichter schon ist das Arrangement von zwei sich einander ergänzenden Farben. Vor einigen Jahren war es in der Mode, die Hüte mit zweierlei Bändern zu garniren. Die sechs positiven oder bestimmten Farben bildeten in ihren Contrasten die Hauptzusammenstellungen, wurden aber in den Färbungen variiert, wie es die Einsicht und der Geschmack der Betreffenden mit sich brachte. Die Harmonie des Contrastes konnte hier, wie selten in der Toilette, scharf hervortreten, aber auch selten so schroff verletzt werden, denn man begreift leicht, daß durch die Verschiedenheit der Beimischung zweier primären Farben eine große Mannigfaltigkeit der Schattirungen erzielt wird, von denen eine jede eine besondere Ergänzung fordert. Die Mannigfaltigkeit ist in der That so groß, daß es unmöglich ist, sämmtliche entstehende Farben mit Namen zu benennen.

Mischt man alle drei Farben in gleicher Stärke und Menge, so tödten sie einander und erzeugen eine Farbe, die, je nach der Helligkeit oder dem Dunkel der Grundfarben, von einem hellen Grau sich bis Schwarz steigern kann und dasselbe ist der Fall, wenn man eine primäre mit der ihr gegenüberstehenden secundären Farbe mischt. Dies Grau gilt als eine neutrale Farbe, da keine der primären vorherrscht, aber doch als eine Farbe, während Schwarz und Weiß nicht als solche betrachtet werden dürfen.

Hat das Auge nun eine bestimmte Farbe in sich aufgenommen, so sucht es zu seiner eigenen Befriedigung einen farblosen Raum, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen. Kleine Theile Weiß, Schwarz

und Grau entsprechen diesem Zwecke, indem sie die ergänzenden Farben derjenigen annehmen, mit denen sie zusammengehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Die langen und engen Corsets werden mehr und mehr von der modernen Toilette verbannt und nicht bloß aus Gesundheitsrückichten, sondern auch im Interesse einer wohlverstandenen Koletterie. Man ersetzt sie zweckmäßig durch breite Gürtel mit Tragbändern, welche die Taille eben so festhalten, ohne sie zu drücken oder sonst zu belästigen.

Was die neue Saison bis jetzt gezeigt hat sind Kleider von Foulard, aber nicht von dem sonstigen Foulard. Der neue ist so fest wie Taffet und er hat Blumen- oder Arabeskenmuster meist auf schwarzem oder eisengrauem Grunde. Auch die Pekins in allen Farben, mit schwarzen Streifen auf blauem, violetttem, braunem u. Grunde gefallen sehr und sie geben, je nach dem Ausputz, hübsche Morgen-, Visiten- und selbst Dienerskleider. Auch sehr viel irische Popeline sieht man und die Mode scheint diesem Stoffe fast eben so große Gunst zuzuwenden wie dem Foulard.

Zu Pugkleidern verwendet man die glasierten Taffete, die man mit Grecques oder Rauten von Spitzen ausputzt, was sehr gut aussieht.

Als Muster mögen folgende erwähnt sein:

Kleid von sehr hellgrauer irischer Popeline mit kleinen azulinblauen schinirten Muschen. Unten auf dem Rocke neun Faltenreihen von azulinblauem Taffet; das Leibchen hoch, etwas herzförmig offen mit Shawlrevers, die dreifach mit kleinem Gefältel garnirt sind wie der an der Seite gebundene Herzogin-Gürtel; die Ärmel aus einem Bausch bestehend mit einem Achselstück oben und einem Mousquetaire-Ausschlage unten mit Fältchenausputz.

Kleid von Foulard mit lilas und weißen kleinen Carreaux, unten auf dem Rocke mit zwei Reihen gerucheter lilas Schalen; das Leibchen hoch, zugeknöpft, mit kleinen Schalen in der Form eines Berner-Leibchens garnirt, was in diesem Frühjahr sehr modisch zu sein scheint; lange enge, aber doch bequeme Ärmel, unten mit Schleifenschalen besetzt, die sich in kleinerer Form außen auf der Naht bis zur Achsel hinaufziehen.

Die Hüte behalten vorläufig ihre bisherige Form, die man sogar weiter übertreiben zu wollen scheint.

Unter den neuen Ueberwürfen für das Frühjahr

bemerken wir zunächst die langen, halbanliegenden Jacken, so ziemlich wie die, welche man bei Fig. 2. des beiliegenden Modenblattes sieht. Man sieht aber auch kurze Balletots, die indeß meist nur für das Negligé bestimmt sind, obgleich man sie mit schönen Soutaschstickereien hat. Endlich scheinen in der That dies Mal die Langshawls ernstlich in Gunst zu kommen, was nur zu wünschen ist, weil sie, gut getragen, ein höchst grazioser Schmuck sind.

Wir erwähnen ferner eine neue Confection (wie man technisch bekanntlich die Ueberwürfe u. nennt). Sie ist lang und weit wie ein arabischer Burnus, aber ohne Kapuze. Der Stoff ist um den Hals herum drei Mal in platte Falten gelegt, welche oben durch eine reiche Bosamentiragrafe gehalten werden. Unten sind sie nicht geschlossen und so geben sie dem Kleidungsstücke viel Weite und Anmuth.

Das Weißzeug von Linnen und Kanzuk ist mit dem Winter zu Ende und es tritt jenes von Muslin die Herrschaft wieder an. Man wird sehr hübsche Ärmel von dünnen Muslin tragen, die aus einem einzigen Bausch bestehen, welcher am Bündchen in zwei geglätteten Garnirungen endigt, die auf die Hand fallen und über denen sich ein schwarzer Sammetstreifen mit einer Schleife dahinter befindet. Bei größerem Putz werden schwarze und weiße Spitzen sich verbinden. Man wird z. B. Fichus tragen, die ganz aus solchen Spitzen bestehen, nicht in den Gürtel hineingehen, sondern leicht gebunden auf die Gürtelschnalle fallen.

Die kleinen Häubchen fürs Haus behalten die runde Form und den Boden nimmt in der Mitte bald ein Band bald ein Einsatzstreifen ein. Die Mischung von Schwarz und Weiß erhält sich auch bei diesen Häubchen.

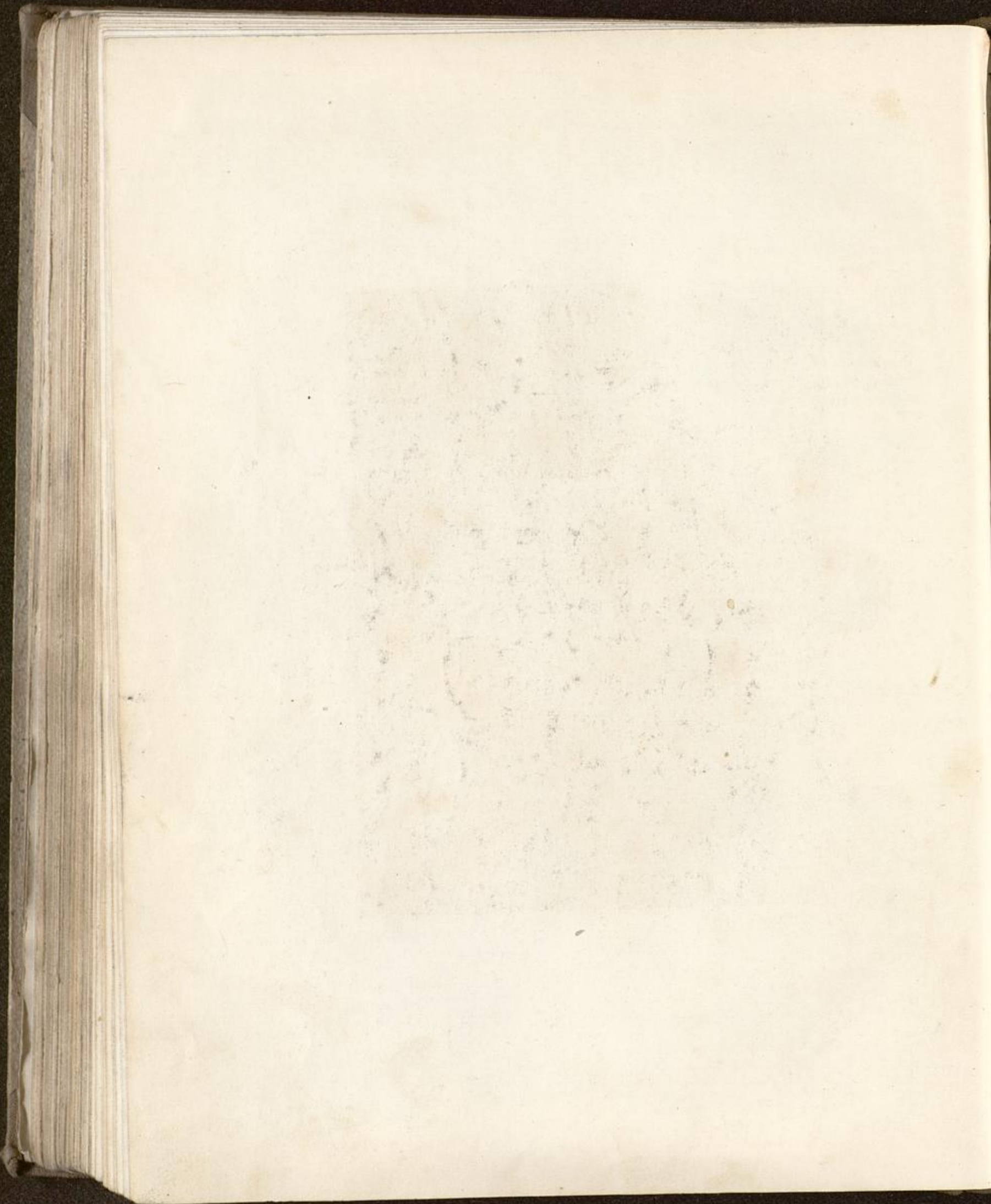
Man wird Zuaven-Zäckchen und spanische Zäckchen von Muslin, mit Taffet gefüttert, tragen, die Negligékleidung aber, namentlich am Morgen, wird von Kanzuk sein, auf dem Rocke mit einem Herzogin-Bolant, der an jeder Seite eine kleine Spitze oder Stickerei hat. Dazu eine kleingefältelte Chemisette. Eine etwas lange Zuaven-Jacke oder kleine Pelierine mit Kapuze vervollständigt diesen Anzug, zu dem am besten ein Charlotte-Corday-Häubchen paßt.

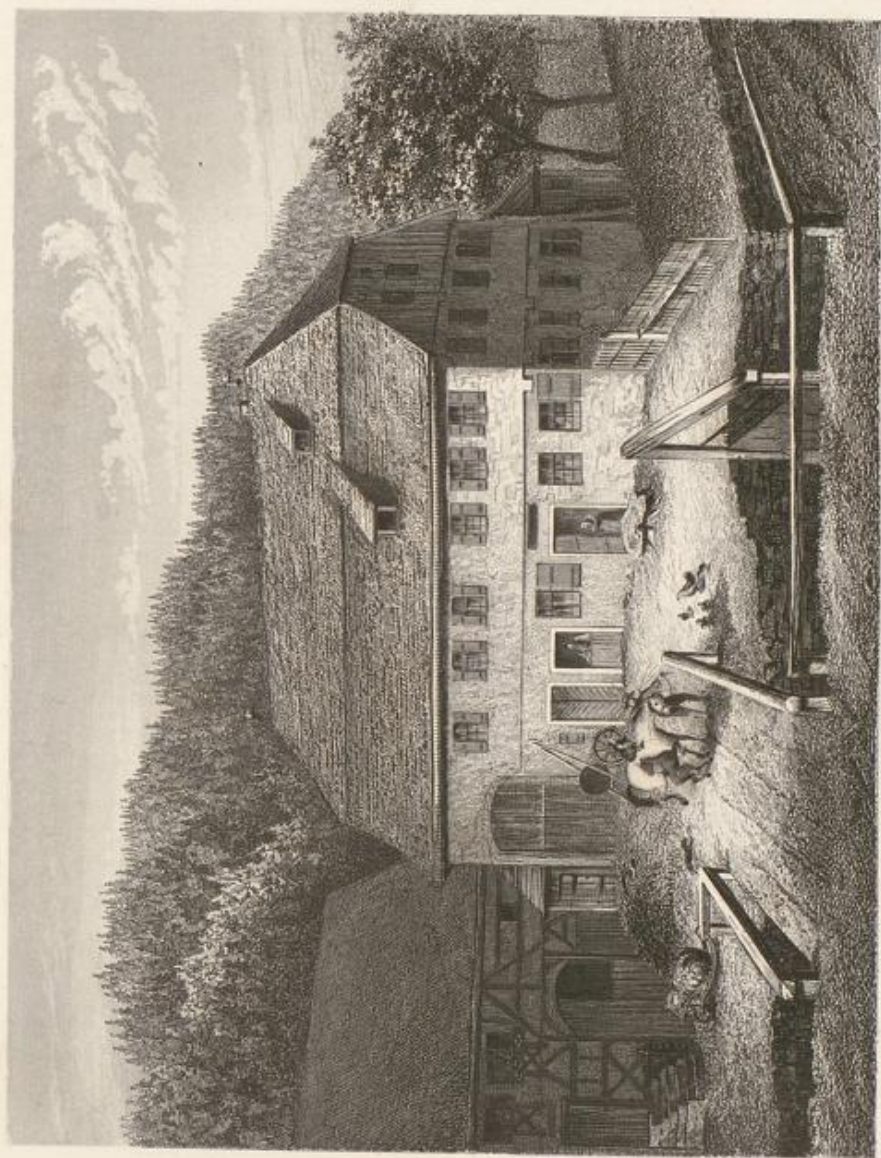
Ein Häubchen zur Halbtoilette, das wir in diesen Tagen sahen, war sehr hübsch, von schwarzem Tülle, mit Seide gestickt und mit weißem Tülle gefüttert. Die schwarze Spitzen-Garnirung bildete hinten einen Bart mit einer großen Bandschleife. Dieses Band ist meist rosa, weil sich vorn darin Moosrosen mit Blättern befinden, welche dem Häubchen ein sehr frühjahrsartiges Aussehen geben.

(M.) Auch die Herrenmoden werden einige wesent-



ALLGEMEINE MODEZEITUNG

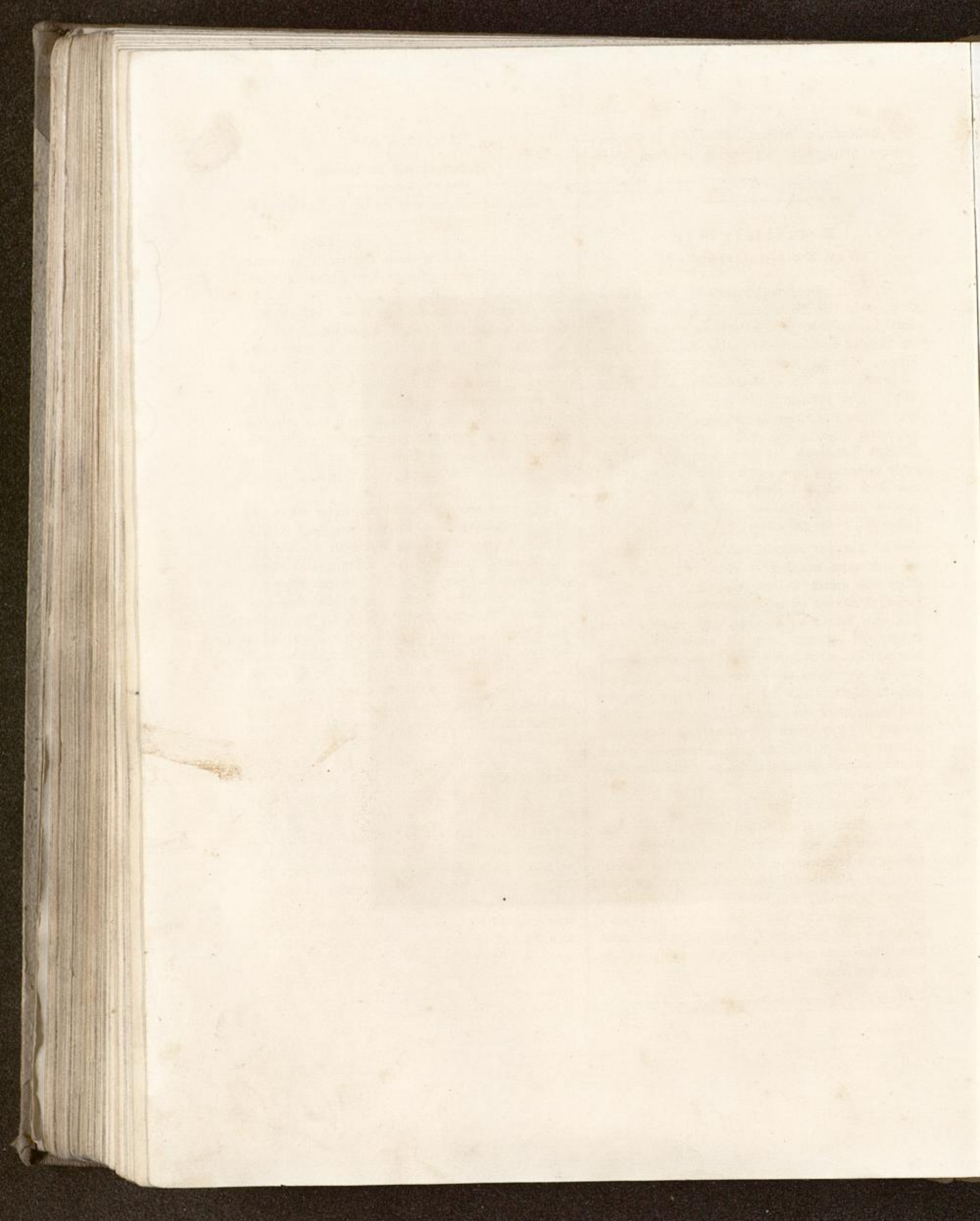




Denkmal in Jorck in Leipzig

Schiller-Haus in Jorck

Widmung v. Baumgartenhau's Buchh.



liche Abänderungen erfahren. Man wird zu Sommeranzügen vorzugsweise die schönen englischen Stoffe wählen.

Modenblatt N^o 14.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von schwarzen Spitzen, vorn über der Stirn, unter dem Schirme, mit zwei weißen Federn und einer weißen Blume zwischen denselben, sowie unten an den Wangen mit weißem Tüll ausgepust; weiße Bindebänder; Kleid von Taffet mit glattem hohem Leibchen — ziemlich kurzer Taille, die bekanntlich wieder modisch wird — oben berthenartig mit zwei Reihen Falten von dem Kleidstoffe ausgepust; halb lange, oben fast enge, nach unten weiter werdende Ärmel und da mit volantsähnlichem Faltenbesatz, der schwer nach hinten fällt und nichts weniger als schön aussieht, aber modisch ist; auf dem Rocke ebenfalls Faltenbesatz; schmaler Gürtel mit goldener Schnalle; geschlossene weiße Unterärmel; schmale goldene Armbänder; Glacehandschuhe; Stiefelchen.

2. Hut von rother Seide mit weißem Schirm, auf und unter dem Schirme oben mit großen rothen Rosen und grünen Blättern ausgepust; rothe Bindebänder; Kleid von feinem Wollenstoffe mit rothen Mustern, ohne Auspust auf dem Rocke, mit knappem hohem Leibchen und halb langen nicht sehr weiten Ärmeln; darüber eine Frühjahrs-Jaquette von schwarzem Taffet, von oben bis unten vorn mit Patten und schwarzen Spitzen garnirt, zugehäfelt und nur unten ein wenig offen, mit oben engen, unten weiten Ärmeln, die ebenfalls mit Patten und schwarzen Spitzen garnirt und mit weißer Seide gefüttert sind; geschlossene weiße Unterärmel; goldene Armbänder; Glacehandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Anzug eines kleinen Knaben.

4. Häubchen von schwarzen Spitzen, mit rothen Rosen vorn und hinten an der Seite; Kleid von Taffet mit glattem hohem rundem Leibchen, das oben berthenartig mit schwarzen Sammetbändchen und schwarzen Spitzen garnirt ist, wie auf den Rocke an den beiden Seiten vorn herunter und unten herum und auf den halb langen und halb weiten Ärmeln; geschlossene weiße Unterärmel; ganz kleiner Leinenkragen; dänische Handschuhe; Schuhe.

Stahlstich N^o 14.

Schillerhaus in Lorch.

(Nach einer Originalzeichnung.)

Den Ansichten der verschiedenen Schillerhäuser, die wir bereits mitgetheilt haben, der Stätten, die durch zeitweiligen Aufenthalt unseres großen Dichters geweiht wurden, fügen wir heute die so viel wir wissen bisher noch nie veröffentlichte Ansicht des Hauses in Lorch hinzu.

Bekanntlich wurde Schillers Vater 1765 als Werbeofficier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Olmünd versetzt und er durfte seinen Aufenthalt in dem nächsten württembergischen Grenzorte, dem Dorf und Kloster Lorch, nehmen. Dieses Dorf liegt an dem Fuße eines Hügels, der die Klostergebäude trägt, in deren Kirche zahlreiche Gräber des erlauchten Geschlechts der Hohenstaufen sich befinden. Der Hohenstaufen, mit einem Gefolge von Bergen, blickt auf das Kloster und das Dorf hernieder. Es ist ein Wiesengrund, den Nadelholzhöhen einschließen.

Hier tummelte sich Schiller von seinem sechsten bis neunten Jahre (1765—1768) und hier spielt auch die bekannte Anekdote aus seiner Kinderzeit, die wir mit G. Schwabs Worten erzählen wollen. Eines Tages fehlte der (etwa siebenjährige) Knabe bei dem Abendessen, als eben ein finsternes Gewitter am Himmel stand und bereits die Blitze die Luft durchzuckten. Im ganzen Hause wurde er gesucht und mit jedem Donnerschlage vermehrte sich die Angst der Eltern. Endlich fand man ihn, nicht weit vom väterlichen Hause, im Wipfel der höchsten Linde, die er unter dem Krachen des Sturmes eben erst zu verlassen Miene machte. — „Ich mußte doch wissen,“ sagte der Knabe, „woher das viele Feuer am Himmel kam.“

Auch die erste Freundschaft schloß er in Lorch, eine Freundschaft, der er bis an sein Ende treu blieb. Der Geistliche des Ortes hieß Moser. Er hatte einen Sohn so ziemlich in Schillers Alter und gab den beiden Knaben den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. Dem Pfarrer Moser setzte Schiller bekanntlich in seinem ersten Drama, den „Mäubern“, ein ewiges Denkmal von Dankbarkeit. Wahrscheinlich stammte aus diesem Pfarrhause, in dem er fast heimisch geworden war, seine lange anhaltende Neigung zum Studium der Theologie, dem er sich bekanntlich widmen wollte. In Lorch war seine Predigerlust so groß, daß er häufig, wie Schwab erzählt, mit einer schwarzen Schürze, statt des Kirchenrodes, von einem Stuhle herab der Mutter und Schwester sehr ernsthaft vortradete.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Im Verlage von **Breithkopf & Härtel** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Portrait

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Nach dem Gemälde von *Ed. Magnus*, lithographirt von *G. Feckert*.
Gross Folio. Preis 3 Thlr.; vor der Schrift 5 Thlr. 20 Ngr.

Ein Blatt von künstlerischer Vollendung, welches die Freunde und Verehrer Mendelssohn's in hohem Grade befriedigen wird.

Im Verlage von **Friedrich Pustet** in Regensburg ist erschienen:

Maria Theresia

in

Ungarn.

Von

Gräfin Locmaria.

Aus dem Französischen übersetzt.

Preis 21 Ngr.

Dieses Buch macht in Frankreich verdientes Aufsehen und wird wohl nicht verfehlen, auch in Deutschland einen zahlreichen Leserkreis zu erwerben. Das Ganze bietet eines der interessantesten Lebensbilder, mit Meißerhand entworfen und durch eine sorgfältige Uebersetzung in seinem vollen Reize erhalten. Jetzt, wo Aller Augen auf die Entwicklung der ungarischen Frage begierig schauen, wird gewiß eine Erzählung willkommen sein, welche uns die große Kaiserin Maria Theresia in ihrem Staats- und Privatleben vor Augen führt.

Neue Patent-Victoria-Röcke

in allen Farben, voller Ersatz der Crinolins à 4 1/2 Thlr., dergl. ohne Crinolinerzatz à 2—3 1/2 Thlr., alle Sorten Stahlreifröcke, beste waschbare Koshaarröcke à 3—12 Thlr.; beste rein wollene Noireröcke, auch Koshaarröcke, Noirstoffe und Stahlreifen Ellen- und Stückweise, so wie 4 1/2 à 5 Ellen breite engl. Flanelle zu Unterröcken mit einer Naht à Elle 1 Thlr. 24 Ngr. — 2 Thlr. 12 Ngr., ferner wie bereits seit 9 Jahren, die in jeder Hinsicht anerkannt besten

Corsets ohne Naht

mit echtem Fischbeineinsatz, Schloßcorsets à 1 1/2 Thlr., ohne Schloß I. Sorte 1 Thlr. 7 1/2 Ngr., II. Sorte 1 Thlr., III. Sorte 25 Ngr., beste Pariser mit Naht à 2 Thlr. 5 Ngr., mit Schloß à 2 Thlr. 10 Ngr., elastische Morgenteibchen 2 Thlr., elastische für Kinder. — Pique- und Schnurenöcke, elastische Unterröckchen empfiehlt en gros und en détail

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Recht hübsche weiße 3faltige

Oberhemden

à 1 Thlr. 10 Ngr., schmalfaltige 1 Thlr. 15 Ngr. und 1 Thlr. 20 Ngr., bunte 1 Thlr. 20 Ngr., mit weißem oder buntem Pique-Einsatz 2 Thlr. und 2 Thlr. 10 Ngr., leinene 3 u. 4 1/2 Thlr. — Ponceau-rotte rein wollene

Flanellhemden

mit buntem Einsatz à 3 1/2 Thlr., bunte 3 1/2 Thlr., Leibjaden in Seide, Wolle, Baumwolle, dergleichen Herrenjaden, Unterbeinkleider, sowie sämtliche ins Strumpfwarenfach schlagende Artikel empfiehlt

Carl Netto,

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

Im Verlage der **J. L. Schlesinger'schen** Buchhandlung in **De-
derau** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Aus-
landes zu beziehen:

Der Hausprediger.

Predigtsammlung auf alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres über die im Königreich Sachsen vorgeschriebenen epistolischen Lerte, zur häuslichen Erbauung bearbeitet und herausgegeben von

C. A. Thieme,

Pfarrer in Greifenborn.

In 15 Heften à 5 Ngr. oder komplett 2 1/2 Thlr.

Die Gangbarkeit des Wertes enthebt uns aller weiteren Anpreisungen.

Im Verlage von **Rud. Weigel** in Leipzig erschien so eben:

Die Poesie in der Malerei. Versuch einer ästhetischen Abhandlung mit kunstgeschichtlichen Belegen von **Dr. A. V. Svoboda**, Gymnasial-Professor in Marburg in Steyermark. 1 Thlr.

Früher erschienen:

Analyse und Symbolik. Hypothesen aus der Formenwelt. Von **C. W. Völker**, Maler u. Prof. a. d. Kantonsschule in St. Gallen. 3/4 Thlr.

Die Kunst der Malerei. Enthaltend das Landschafts-, Portrait-, Genre- und Historienfach nach rein künstlerischer, leicht faßlicher Methode. Von **Demselben**. 2. verb. und vermehrte Auflage. 2 Thlr.

Die höhere Zeichenkunst. Theoretisch, practisch, historisch u. ästhetisch entwickelt in 50 Briefen, enth. die Grundregeln der perspectivischen Wissenschaften, der Lehre vom Clair obscur, der Farbenlehre, eine Anweisung nach Gyps und nach dem Naturmodell zu zeichnen etc. Von **Dr. Joh. Chr. Elster**. Mit 40 Holzschnitten und 2 Farbentafeln. 2 1/4 Thlr.